

Vierzehnter Jahrgang.

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

21. Mai

N^r. 21.

1854.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

R o m.

Rom, 19. April. Die heilige Charwoche zog durch ihre Feierlichkeiten wieder eine Unzahl von Fremden an. Manche derselben zeigten aber den heiligsten Handlungen gegenüber ein Benehmen, daß nicht nur jeder aufrichtige Katholik, sondern jeder wahrhaft Gebildete darüber entrüstet seyn muß. Wenn die Ausschließung aller Katholiken von katholischen Feierlichkeiten das extremste Mittel wäre, so wäre eine strengere Aufsicht das nächste. Die Abführung einer geschwägigen Gruppe Engländer würde vielleicht die Menge der übrigen Fremden schweigsamer machen. Neben solchen Scenen des Unglaubens und der Unart sieht man Beispiele der rührendsten Andacht. Als ein wahres Muster der Frömmigkeit ist zu rühmen der jugendlich blühende Prinz Friedrich August von Sachsen, welcher dadurch, wie durch seine edle Erscheinung ein Liebling Roms wurde. Der heilige Vater neigte sich bei jeder Gelegenheit diesem getreuen Sohne der Kirche mit jenem Ausdruck der Liebe zu, der durch seine Worte geschildert, durch kein Bildniß erreicht werden kann. Bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten hatte Se. königl. Hoheit einen Beileiter zur Seite, der wohl nicht besser gewählt und gewünscht werden konnte: den königl. sächsischen Geschäftsträger Graf Platner, der bekanntlich den wesentlichsten Antheil hatte an der Verfassung des großen Werkes „Beschreibung der Stadt Rom“ und der kleineren Ausgabe „Beschreibung Roms“. Herr Platner ist ein Mann von achtzig Jahren, aber noch lebenskräftig, mit ungeschwächtem Gedächtnisse, voll geistiger Regsamkeit und in der Gesellschaft immer zu Geistigem weckend und bewegend: ein Biedermann von alter ächter Art, ein entschiedener Katholik. Auch der junge Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, wohnte vielen Functionen der Charwoche bei. Wie ich höre, schickte er sein Stammbuch in das Collegium al Jesu mit dem Ersuchen um eine Erinnerungszeile von dem hochwürdigsten Vater General und von dem deutschen General-Assistenten. Se. königl. Hoheit sprach sich über die Jesuiten-Mission in Bonn mit großer Anerkennung aus. Der Prinz von Preußen reiste gestern von Rom ab, der Prinz von Sachsen verläßt uns morgen; er kehrt nach Deutschland zurück. — Am Dinstonntage füllte sich der ungeheure St. Petersplatz mit Volk und Militär. Man schätzte die Zahl der Versammelten auf 40,000 Köpfe. Die farbigen Parasols schwenkten sich wie Kornblumen aus der Masse hervor. Die Riesenketten der Wasserstrahlen aus den Springbrunnen zu beiden Seiten des Obeliskes ragten ruhig wie von Kristall über der wogenden Menge. Ein Viertel nach zwölf Uhr ertönten die Glocken. Die Cardinäle sammelten sich auf dem hohen Balkon der Fassade. Der heilige Vater erschien mit der Tiara und im Pluviale auf dem Throne sitzend, weiß und goldig schimmernd, mit blühendem Antlitz. Mit lauter klarer Stimme verrichtete Se. Heiligkeit die Gebete und erhob sich nun auf dem Throne, die Hände zum Himmel streckend und feierlich segnend — die Anwesenden, die Stadt und die Welt. Eine wunderbare

Erscheinung! Ein Moment ganz eigener Art! Einige Augenblicke verweilte der heilige Vater, die ausgebreitete Menschenmasse betrachtend: dann folgte ein zweiter Segen; der Thron bewegte sich über den rothgekleideten Trägern langsam zurück und verschwand. Das Landvolk in der Umgegend von Rom warf sich gleichzeitig mit der Menge des Petersplatzes auf die Kniee: Der Donner der Kanonen gab das Zeichen. Und in den Fernen, wohin der Schall nur mit schwachen, leisen Schwingungen sich fortpflanzt, legten Manche das lauschende Ohr an den Boden. — Ach das arme Landvolk sehnt sich immer sorgenvoller nach Erhörung der Gebete! Denn die anhaltende Trockenheit bedroht mit einem Mißjahre. Die Noth wird mit jedem Tage größer, die Theuerung steigt. Doch wäre es bedenklich, aus Rücksicht für diese Umstände herkömmliche Unkosten für Volksbelustigung zu suspendiren und einem wohlthätigen Zwecke zuzuwenden. Die Beleuchtung von St. Peter wird, wie ich höre, durch eine Stiftung bestritten, aber die Girandola (Feuerwerk) des Pincio bezahlt die Casse der Stadt. Die erste fand am Ostersonntage statt, die zweite am Ostermontage. Obgleich ich sonst für Scenen dieser Art kein Interesse habe, ging ich doch beide Male hin, um sie zu sehen. Die Phänomene übertrafen meine Erwartung. Denn die Beleuchtung der Petereskirche zeichnet sich durch ihre ruhige Würde aus, die Girandola durch ihre Bewegung und Anmuth. Dort glänzte die Kirche im himmlischen Triumphe; hier entfaltete die Welt mannigfache Reize erlaubter Freuden. Die Farben der Blumenfülle, die sich in der Luft entzündete und über die Menge verschwebend ergoß, waren von erstaunlicher Frische und Schönheit. Auch Beziehungen auf das Religiöse fehlten nicht: Mitren in täuschender Aehnlichkeit schwebten durch die Luft und wie durch einen Zauber glänzte der Tempel Salomons plötzlich vor unsern Augen. (Salzb. Kbl.)

D u b l i n.

Der hochwürdigste Herr Erzbischof von Dublin hat, wie alljährlich, aus Anlaß des Beginnes der Marienandacht im Mai einen Hirtenbrief erlassen. Es heißt darin: . . . Während die Feinde unsers heiligen Glaubens sich gegen uns verbinden, während sie uns des heiligen Einflusses des Beispiels der keuschen Braut Jesu Christi und die irische Kirche einer ihrer kostbarsten Zierden, der klösterlichen Institute berauben und die Ausübung der evangelischen Rechte der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gleichsam ächten wollen, indem sie das religiöse Leben durch Gesetze verdächtigen, während sie die Uebung der christlichen Liebe aufzuheben suchen, welche die Unwissenden belehrt, die Thränen der Trauernden trocknet, die Wittwen und Waisen tröstet, und den sterbenden Sünder zum Erscheinen vor seinem Richter vorbereitet: ist es da nicht unsere Pflicht, uns um Hilfe an den Himmel zu wenden, und um unser Gebet erfolgreicher zu machen, es in der den Schutz der Mutter Gottes zu stellen? Ihr werdet zwar fortfahren, alle Mittel anzuwenden, welche die Verfassung euch an die Hand gibt, um eure religiösen Freiheiten zu schützen und dabei gemeinsam handeln, die Eintracht bewahren und die Discussion aller Fragen vermeiden, worüber die Katholiken nicht derselben Meinung sind . . . Aber dabei vergeßt nicht, daß das Gebet unsere Hauptwaffe ist . . . Aber die Verfolgung unserer religiösen Institute ist nicht der einzige Beweggrund für uns, in diesem heiligen Monate den Himmel um Barmherzigkeit anzurufen und Maria um ihre Hilfe anzusuchen. Vor einiger Zeit erinnerten Wir euch an das Nahen der schrecklichen Geißel der Cholera, welche so viele Länder verheert hatte, und Wir ermahnten euch Buße zu thun für die Sünde, die Ursache aller Uebel auf der Welt, von den bösen Wegen abzulassen, und euch vor Unmäßigkeit und den andern schmähtlichen Lastern zu hüten, welche selbst schon in diesem Leben die sichtbaren Züchtigungen Gottes auf den Schuldigen herabrufen. Seitdem haben die Geistlichen dieser Diöcese täglich bei dem heiligen Messopfer um Abwendung dieser Geißel des göttlichen Zorns gebetet; Dank Seiner Barmherzigkeit, wir sind bis jetzt verschont; aber da die Gefahr noch droht, wollen wir unsere Gebete fortsetzen, daß wir vor den Verheerungen dieser Pest bewahrt bleiben, nament-

lich aber wollen wir dafür sorgen, unser Gewissen von aller Schuld zu reinigen und uns vorbereiten, mit Ergebung in Gottes heiligen Willen die Züchtigungen aufzunehmen, mit denen er vielleicht uns heimzusuchen beschlossen hat.

Noch eine andere und eine der schrecklichsten Geißeln des göttlichen Zornes beginnt jetzt über die Nationen Europas herabzukommen, eine Geißel, die der königliche Prophet für schlimmer hielt, als Pest und Hungersnoth. Fast vierzig Jahre haben wir einen tiefen Frieden genossen; aber jetzt ist uns ein so großes Gut entzogen und wir sind in einen Krieg verwickelt, dessen Wechselfälle und endlichen Ausgang Niemand vorhersehen kann. Es ist ein Krieg gegen einen sehr mächtigen Monarchen, der stets ein gefährlicher Feind unserer heiligen Religion gewesen ist. In den seiner Macht unterworfenen Ländern hat er die Scenen der Verfolgung und Confiscationen erneuert, deren Schauplatz unser armes Land unter Elisabeth und ihren Nachfolgern gewesen ist. Er handelt nach denselben Grundsätzen und ist von demselben Geiste befeelt, wie die Fanatiker unseres Reiches gegen unsere klösterlichen Institute; auch er hat Nonnen verfolgt, Klöster zerstört, ihr Eigenthum confiscirt und auf viele andere Weise die Kirche Christi bedrängt. Und als er so handelte, sprachen da diejenigen, welche jetzt, wie sie heuchlerisch versichern, für die Sicherheit der Freiheit und des Eigenthums der Katholiken wirken, gegen seine Verfolgungen und Gewaltthaten? Sie schwiegen oder gaben ihm Beifall. Eine einzige Stimme wurde laut zur Vertheidigung der Unschuld und Gerechtigkeit, die Stimme des Nachfolgers des heiligen Petrus, welcher, obwohl ein abgelebter Greis und am Rande des Grabes stehend, dem Atrila unserer Zeit mit apostolischem Muth entgegentrat und ihn an die furchtbaren Strafgerichte Gottes über die Verfolger der Kirche erinnerte.

Die von dem Papste vorher verkündete Zeit der Bestrafung ist vielleicht gekommen. Die ehrgeizigen Absichten dieses Monarchen gegen einen benachbarten Staat haben unsere gnädige Königin und ihren Verbündeten, den Kaiser der Franzosen, genöthigt, ihm den Krieg zu erklären zur Vertheidigung der Gerechtigkeit und der Rechte des angegriffenen Staates. Der Kampf hat begonnen, aber wir können an seinen Verlauf nur mit Schauern denken. Wie viele Länder werden während desselben verwüstet, wie viele Städte geplündert und zerstört, wie viele Uebel verursacht, wie viele Verbrechen verübt, wie viele tausend Menschen unvorbereitet vor Gottes Richterstuhl gefordert werden! Wenn wir die Größe dieser Uebel betrachten, so können wir sie, auch wenn sie uns nicht unmittelbar berühren, nur beklagen und als Christen und Jünger des Befehles der Liebe, den Herrscher über alle Nationen bitten, Stolz und Ungerechtigkeit zu demüthigen, den Waffen unseres Reichs den Sieg zu verleihen, den Krieg zu einem schnellen und glücklichen Ende zu führen und uns die Segnungen des Friedens zurückzugeben. Viele unserer tapfern Landleute sind gegangen, die Schlachten unseres Reiches zu schlagen; wir sollen nicht vergessen, für sie besonders zu beten: inmitten der Gefahr und großer geistiger Verlassenheit ausgesetzt, bedürfen sie der liebevollen Hilfe der Gläubigen. Um unsere Gebete für sie und den Sieg unserer Waffen wirksamer zu machen, gebieten wir allen Priestern der Diocese bis auf Weiteres jeden Sonntag nach den andern vorgeschriebenen Collecten das Gebet aus der Messe *tempore belli* beizufügen.

Wir können beifügen, daß es den Kindern Mariä als eine gute Vorbedeutung eines glücklichen Ausgangs des Krieges erscheinen muß, daß die Flotten unseres Verbündeten, des Kaisers der Franzosen, unter den Schutz der Mutter Gottes gestellt sind, und daß ihr Bild, vom Kaiser übersandt, mit großer religiöser Feierlichkeit an Bord des Admiralschiffs aufgestellt ist. Dieses feierliche Bekenntniß des katholischen Glaubens und der zarten Andacht zur Mutter unsers Herrn muß die Quelle unschätzbarer Segnungen seyn. Wir dürfen zuversichtlich erwarten, daß es dazu beitragen wird, einigermaßen der gekränkten Ehre der Himmelskönigin Genugthuung zu leisten für die Schmähungen und Verhöhnungen, welche in den letzten Jahren anderswo ihrem Namen und ihren Bildern zugesügt sind. (B. 3)

Die Königsgräber zu St. Denis. *)

Im prächtigen Schlosse von St. Germain wohnte Ludwig XIV., von den französischen Schriftstellern der Große genannt. „Der Staat, das bin ich!“ — hatte er gesagt, und Keiner hatte ihm widersprochen. Als Sonnengott stellten ihn die Maler dar, der älteste Adel von Europa, in seiner innersten Kraft gebrochen, haschte gierig nach einem Strahl seiner Gunst, und die ganze Nation sonnte sich in seiner Größe. Alle Monumente schmückte die Kunst mit seinem Bilde, Corneille und Racine besangen ihn dankbar als den Mäcenat des Jahrhunderts, und selbst von heiliger Stätte herab hatte die Schmeichelei nicht selten ihn den Größten der Sterblichen genannt. Aber wenn er am Morgen hinausfuhr von dem Balcone seines Schlosses hin über die heitere Landschaft mit den wogenden Kornfeldern, dem saftigen, abwechselnden Grün der rebenumkränzten Hügel, von tausend blendendweißen Landhäusern übersät, da ward seine Stirn finster und seine Seele traurig, die eben noch Träume voll Lust und Pracht umgaukelt hatten. Vor seinem Blicke stand der graue, finstere, unheimliche Thurm von St. Denis; am äußersten Saume der Landschaft stand er da, wie die düstere Gestalt des Todes, der ernste Mahner mit hochaufgestrecktem Finger, der ihm das „Memento mori“ schrieb auf die goldene Wand seiner Brunnensäule, gierig wie das Raubthier nach der Stunde, wo es auch ihn verschlingen sollte, wie die übrigen Könige von Frankreich, deren Leichname in seinem Innern ruhen seit zwölfhundert Jahren.

Ludwig konnte diesen Anblick nicht ertragen. Die Gestalt, die dort jeden Tag auf's Neue seines Namens „der Große“ zu spotten schien, und immer hinwies auf die Stunde, wo all' seine Pracht in Rauch zerfließen sollte — verzagen konnte er sie nicht. Seine Marschälle Villars, Catinat, Condé konnten Länder verheeren und zu Einöden machen — aber jene Gestalt verzagen, das konnten sie nicht. So floh er denn weit weg vom Anblicke des Todes; eine sandige Wüste schuf er in Versailles um; hier sah er nichts mehr, als Lustgärten, Schmeichler und Lafaien. Aber der Thurm von St. Denis blieb stehen, und dem Tode war er nicht entfliehen.

Eines Tages stand ein schwarzumflorter Sarg vor dem Altare, umgeben von allen Größen der Nation, und von der Kanzel rief eine Stimme durch die Stille des Todes, es war die Stimme Massillon's: „Dieu seul est grand, mes frères!“

An einem freundlichen Morgen besuchte ich die Pfarrei St. Denis. Der Weg führt durch die Vorstadt St. Denis. Es ist ein Gefühl, wie wenn man von der Küste des Meeres aus weiter landeinwärts geht, so oft man vom Mittelpunkt von Paris nach seinen äußersten Linien wandert; mehr und mehr verstummt das Wogen und Brausen der großen Stadt, und das Herz wird uns wieder weiter, der Geist freier und ruhiger. Noch ein Dorf passirte ich jenseits des Walles, Lachapelle St. Denis, und eine unabsehbare weite Ebene lag vor meinen Blicken. Nach einer halben Stunde hatte ich St. Denis erreicht.

Es ist eine stille Stadt, die gegenwärtig kaum über 5000 Einwohner zählt. Die Sonne gab ihren hellen Glanz vom reinsten blauen Himmel herab, aber es war doch kein rechtes Leben, keine Freude in diesen Gassen — es war Alles so öde und schwermüthig, wie in dem Berhose eines Leichenackers. Ich folgte der am wenigsten öden Straße, nach wenigen Minuten stand ich vor der Abtei. Sie wurde gegründet zu Ehren des Schutzheiligen von Frankreich, Dionysius, durch König Dagobert im Jahre 613; Carl der Große ließ die Kirche neu aufführen 775. Abt Suger, der von einem Bauernknaben sich zum allmächtigen Minister und Regenten von Frankreich aufgeschwungen hatte, ließ 1130 auch diese zweite Kirche niederreißen und begann einen großen und prachtvollen Neubau. Unter Philipp dem Schönen erhielt sie ihre letzte Gestalt bis zum verhängnißvollen Jahre 1793.

St. Denis war Jahrhunderte hindurch die mächtigste und reichste Abtei, Könige

*) Kath. Wochenschrift.

bekleideten die Würde eines Abtes. Hier wurde die Drifflamme aufbewahrt, die den Heeren vorausgetragen ward zum Siege; „Montjoie und St. Denis!“ — war durch Jahrhunderte der Schlachtruf der Franzosen. St. Denis war die Nekropolis von Frankreich. Alles, was in den Palästen gegläntzt und auf den Thronen geherrscht, was die Völker gefürchtet oder geliebt — es kam hierher nach St. Denis zur langen Ruhe in den Reihen der Väter; alle Häupter, die Kronen getragen, legten sich nieder zum ewigen Schlafe auf den steinernen Pfühlen von St. Denis. Wenn die Thore der Todtenstadt sich aufschlossen, da ging Trauer durch das Land. „Le roi est mort!“ — rief der Herold von Frankreich; es war das nur eine Handvoll Asche mehr zu dem Aschenhaufen, ein neuer Tropfen Vergänglichkeit in das Meer der Vergangenheit. Alle Wege des Lebens, welche die Könige von Frankreich, seine stolzen Prinzen und Herzoge gegangen, alle führen hin, alle münden aus in die Todtengruft von St. Denis; der Strom der Zeit, der sie getragen, stürzt sie dort hinab, wie der Wasserfall seine Wellen in den Abgrund stürzt, schnell und immer schneller. Und jetzt sind es nicht Könige mehr und nicht Fürsten, keine Hoheit trennet sie mehr und keine Größe, Asche und Verwesung, Würmer und Moder haben Alle gleich gemacht. Der letzte Todte weilte auf der Mitte der Stufen, die hinab ins Todtenreich führen, als wartete er, als rufe er seinem Nachfolger. Dieser kommt und säumt nicht lange. „Sieh, du bist geworden wie Einer aus uns“, rauscht die Todtenstadt ihm entgegen — „ecce nostri similis factus es“ (Is. c. 14, 10) — und der Wächter steigt vollends hinab und streckt sich hin auf sein schwarzes marmornes Bett. Und nun hält der neue Ankömmling die Wache an der Pforte der Unterwelt. Alle Generationen der Könige sind da hinabgesunken, lauter Könige und Fürsten, die hier Staub geworden, wie der Staub des Letzten ihrer Unterthanen, nur daß vielleicht mehr Sünden ihn entweihten und mehr Thränen der Unterdrückten an ihm hängen. „Wie sind die Reihen so enge,“ — rief hier Bossuet in der Leichenrede auf Henriette von England — „wie hat der Tod Eile, alle Plätze auszufüllen! O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist eitel, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit!“

Als ich eintrat in die majestätischen Hallen, waren eben die letzten Töne des Requiem verklungen, das jeden Morgen hier gesungen wird. Vom altersgrauen Thurme herab scholl der dumpfe Ton der Glocke, und hallte wieder unter diesen vielhundertjährigen Säulen und Gewölben. Es war recht traurig in der Kirche, öde, kalt, leer, ausgestorben, wie der verlassene Grabstein eines Menschen, an den keine Seele denkt, der von Allen vergessen ist. Da steht der Sarkophag der Könige, aber es ist kein Volk da, das um sie trauert; einige Personen aus den niedern Classen traten mit mir ein; gleichgiltig, neugierig ahnten sie nicht, daß sie hier vor dem Reliquienschein ihrer Größe stehen, daß die Geschichte von einem Jahrtausend in dieses Buch von Stein gemeißelt ist. St. Denis hat keinen Platz mehr in dem Herzen des jetzigen Frankreich; St. Denis ist ein Anachronismus in der Gegenwart.

Ludwig XV. war der letzte König, der hier auf den sechzehnten seines Namens wartete, welcher ihn ablösen sollte von der Todtenwache. Aber er harrte vergeblich. Gott hatte beschlossen, Frankreich zu züchtigen für seine Sünden: die Könige für die Sünden ihrer Väter und das Volk für die Sünden seiner Könige. Ludwigs XVI. Haupt fiel auf dem Schaffot, sein Leichnam wurde schmählich in eine Grube eingescharrt, fern von den Gräbern seines Geschlechtes. Aber das war noch nicht genug; die Fürsten hatten schrecklich gesrevelt an Gott und seinem heiligen Gesetze — sie sollten schrecklich büßen vor dem Angesicht aller Völker der Erde.

„Die Gräber von St. Denis“ — sagt Chateaubriand — „waren berühmt unter den Gräbern der Menschen; die Fremdlinge strömten von allen Seiten herbei, seine Wunder zu schauen; aber da erhob sich eine Windsbraut des göttlichen Grimmes und trieb die Wozen der Völker hin gegen den Palast des Todes, und erstaunt rief die Welt: Wie, ist untergegangen der Tempel Ammons in der Wüste?“

Es sollte die größte Rache Gottes an Frankreichs Königen geübt werden, es sollte ein Strafgericht über sie fallen, wie der Prophet (Ezech. 6, 5; Jerem. 8, 1)

Gottes kein fürchtbareres mehr kennt: „Ich will heraufführen über euch das Schwert und zu Schanden soll werden all' eure Herrlichkeit — ich will zerstören eure Altäre und eure Gebeine umherstreuen. . . . An jenem Tage werden sie hinauswerfen die Gebeine der Könige von Juda und die Gebeine seiner Fürsten aus ihren Gräbern — die Sonne soll auf sie scheinen und der Mond und alles Heer der Sterne; nicht gesammelt sollen sie werden und nicht begraben, ein Hausen Koth sollen sie seyn über dem Angesichte der Erde.“

Am 12. October 1793 wurde es laut in den stillen Mauern der Abtei. Statt der frommen, wehmüthigen Choräle, die für die ewige Ruhe der Begrabenen beten, heult wie ein Gewittersturm die Marseillaise aus tausend und tausend wilden Kehlen durch die alten, ehrwürdigen Hallen — mehr und mehr strömt die Menge herein durch die eingebrochenen Thore. Die Republik hält ihren Gotte'dienst — Camille Desmoulins und die übrigen Gesandten des Convents — es war ein schauerlicher Tag. Statt der Mitra die Jakobiner-Mütze, statt des feierlichen Zuges der Mönche zum Grabe der Könige der tolle Tanz der Carmagnole; an der Stätte, wo Bossuet und Massillon unsterbliche Worte sprachen, hallt der Ruf der Männer des Bergs zum Beginne der Feier. Da fallen die Kreuze; sie werden zerschlagen und zertreten, die Altäre zertrümmert und besudelt, die ernstesten Gestalten der steinernen Aebte und Ritter und Herren verstümmelt, verhöhnt, unter Fluchen und wiederndem Gelächter durch die Stadt geschleift. „Vorwärts! — ruft Desmoulins. — Die Republik hatte Blut gekostet und Blut getrunken, das Blut des Königs und das Blut der Priester — aber sie ist nicht satt. Ihre Hyänennatur treibt sie vorwärts; sie wühlen die Gräber auf, sie wollen Leichen. Die Pforten der Gräfte — ein Werk Carls des Großen — werden gesprengt; hinab stürzt sich der zügellose Haufe. Da lagen sie alle in ihren Betten von Stein — die Merovinger, die Carolinger, die Capetinger, die Valois, die Bourbons — alle Größen der Geschichte von Frankreich — die Herzoge und Herzoginnen, die Prinzen, Dauphins und Marschälle. Einen Augenblick schauerte die Rotte — die ernstesten, scharfen Gesichter der alten Helden jagten ihnen nach Jahrhunderten noch Furcht ein — es lag noch Majestät in den verblichenen Zügen dieser Könige — aber Desmoulins geht voran, die Andern folgen. Die Leichname werden herausgeworfen, die Gewänder in Fetzen zerrissen — da liegen sie schmählich in ihrer Blöße. Die Sansculotten, die Fischweiber kühlten ihre Wuth an den entehrten Leichnamen; sie gaben ihnen Faustschläge, zerrauften ihre Haare, schnitten ihnen die Glieder ab und warfen die verstümmelten und besudelten Leiber dann hin, den Straßensjungen zu Spott und Spiel. Doch lassen wir den Schleier fallen über dieß scheußlichste Schauspiel in der Geschichte von Europa.

Es waren der Todten so viele — ein Tag reichte nicht aus, die Hyänen waren müde geworden. Sie kamen des andern Tages wieder, und am dritten wieder. Frankreich sollte gereinigt werden von dem letzten Rest des Königthums; Alles wurde durchsucht, Alles besudelt. Das Volk sollte Rache nehmen für das Unrecht, das es seit Jahrhunderten von seinen Königen erlitten — keine einzige Leiche entging den Bestien. Alle wurden sie hinausgeworfen — Heinrich IV., der König des Volkes, und Ludwig XI; die Väter des Landes und seine Dränger, der Regent, der schändliche Orleans, und Fenelons trefflicher Jögling, der Dauphin; die Medicis und die gute Henriette von England; Ludwig der Heilige und Ludwig XV. — da lagen sie Alle übereinander in einer schmählichen Grube. In sterquilinum super faciem terrae erunt! Das war ein schreckliches Gottesgericht!

Aber noch läßt der Zorn des Herrn nicht nach, und seine Hand bleibt ausgestreckt. Das letzte Andenken an die Könige sollte verschwinden. St. Denis, das Heiligthum der Nation, St. Denis, an dem zwölf Jahrhunderte in Ehrfurcht vorübergegangen waren, in dem jede Generation ihr Kostbarstes niedergelegt, St. Denis, geweiht durch so viel Thränen, die hier gestossen, so viel Seufzer, die hier aus dem Herzen gestiegen, so vielen Schmerz, der hierher getragen war, St. Denis sollte der Erde gleichgemacht werden. Seine starken Säulen wurden zerschlagen und stürzten

ein, der Wind zog klagend durch die leeren, der Regen schlug durch die offenen Fensterbogen, und in sein Inneres schien die Sonne bei Tag, der Mond zur Nacht, und alles Heer der Sterne — die Republik hatte das Bleidach abgedeckt und Kugeln daraus geschossen. Die letzten Anhänger der Könige sollten durchbohrt werden von den letzten Resten der Königsgräber!

(Schluß folgt.)

Der Monat Mariä.

Wir finden, daß von jeher alle ächt katholisch gesinnte Christen eine große Liebe und Zuneigung zur Mutter Gottes gehabt haben. Unter den Heiligen der Kirche Gottes strahlen als besondere Verehrer der allerseeligsten Jungfrau ein heiliger Bernard, ein heiliger Johannes Damascenus, ein heiliger Alphonsus von Liguori und viele andere hervor, die in ihren Schriften nicht Worte genug finden konnten, sie würdig zu preisen und zu verherrlichen, die die ganze Kraft der Rede aufgeboten haben, Mariens Größe und Erhabenheit, Mariens Tugenden und Heiligkeit zu rühmen. Worauf beruhet diese Verehrung gegen die Gottesmutter? Worauf anders, als auf der großen Ehre, die Gott ihr selber erwiesen, da er sie vor allen Andern ihres Geschlechts erkor, die Mutter seines eingebornen Sohnes zu seyn; worauf anders, als auf der hohen Heiligkeit, in der sie jederzeit strahlte, auf den großen Tugenden, die sie geübt; worauf endlich anders, als der Liebe, die Maria zu uns Menschen hat und auf der Macht ihrer Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne. — Wir nennen Maria unsere Mutter. Sie ist es in der That. Keine irdische Mutter kann eine so große, innige Liebe haben zu ihrem Kinde, wie Maria zu uns hat. Die Ursachen, warum uns Menschen Maria so sehr liebt, sollen hier nicht angeführt werden, da sie bekannt genug sind. — Willst du Beweise dieser Liebe? Wenn der Raum es gestattete, würde ich dir viele Beispiele von der liebevollen und gütigen Wirksamkeit Mariens erzählen können, Beispiele, wie durch ihre Vermittlung die verstocktesten Sünder erweicht und zur Sinnesänderung geführt sind. Wie viele Beispiele werden außer den bekannt gewordenen ohne Zweifel einst ans Tageslicht kommen, wenn die Bücher des Lebens aufgeschlagen werden! Wie schön passen daher auf Maria die Worte in den Sprichwörtern 8, 35: Wer mich findet, der wird das Leben finden. Wie viele tausend Sünder haben Maria gefunden und durch sie das ewige Leben! Maria wird mit Recht die zweite Esther genannt, die bittet für ihr Volk, für Alle, welche zu ihr ihre Zuflucht nehmen. Sie braucht nicht zu sagen, wie die Esther des alten Bundes: habe ich Gnade gefunden, so schenke meinem Volke das Leben, da sie vom Engel die Guadenvolle genannt worden. — Damit du siehst, wie die Heiligen Gottes von Maria dachten, will ich dir von den vielen tausend Aussprüchen derselben einen nennen. Der heilige Johannes Damascenus sagt: „Nahe dich, Mutter meines Heilandes! Du bist meine Hilfe, mein Trost im Leben. Nahe dich und ich werde mitten in den Flammen der Versuchung nicht brennen; unter tausend Schlingen der Rachstellung werde ich sicher seyn; unter Winden und Wellen der Anfechtungen wird mich die Gefahr des Schiffbruches nicht schrecken. Ich fürchte nichts, wenn du meine Schutzfrau bist, bin nicht ängstlich über meine Schwachheit, wenn ich von dir gestärkt werde. Dein Name ist mein Schild, dein Beistand meine Rüstung, deine Hilfe mein Schwert. Durch dich greife ich den Feind herzhast an; durch dich treibe ich ihn beschämt zurück und erhalte den herrlichsten Sieg.“ Welch' hohe Meinung hatten also die Heiligen von der Gottesmutter, welche Ehrfurcht vor derselben, welche Andacht und welch' ein Zutrauen zu ihr! — Wegen der hohen Verehrung, die der Gottesmutter gebührt, hat denn auch unsere heilige Kirche mehrere Feste zu ihrer Verehrung eingesetzt, die wie hellleuchtende Sterne am kirchlichen Himmel glänzen, deswegen ist ihr ein Tag der Woche, der Samstag, also der Tag vor dem Sonntage, dem Tage des Herrn, besonders geweiht. Wegen der Macht ihrer Fürbitte haben sich so manche Genossenschaften

unter ihren besondern Schutze gestellt und sie zur Patronin gewählt u. s. w. Deshalb hat man auch einen Monat, den schönsten im Jahre, zu ihrem Lobe und Preise besonders bestimmt, den Maimonat. Man hält, Gott sey dafür gelobt und gepriesen, auch schon in vielen Gemeinden Deutschlands im Mai eine sogenannte Maiandacht, welche darin besteht, daß man mit besondern Ehrenbezeugungen, andächtigen Gebeten oder mit andern Tugendübungen im Maimonate öffentlich oder zu Hause die allerfeligste Jungfrau verehrt. Es ist dieß nicht eine Andacht, die bloß der Billigung und Empfehlung Einiger, sondern der Guttheilung und Begünstigung der Kirche selbst sich erfreut, da das Oberhaupt der Kirche sie mit Ablässen beschenkt hat. Diese Begünstigung des Nachfolgers Petri muß schon allein für jeden guten Katholiken ein tröstlicher Beweggrund seyn, nach Möglichkeit diese Andacht zu fördern.

D e s s a u.

Im Herzogthum Anhalt-Dessau besteht keine katholische Kirche; die kleine katholische Gemeinde hält ihren Gottesdienst in einem gemietheten Locale, das aber auf das Jahr 1855 gekündet ist. Der protestantische Herzog hat der armen katholischen Gemeinde einen Bauplatz um 21,000 Thaler großmüthig angekauft, in einer schönen Lage der Stadt. Im Allgemeinen sind auch die dortigen Protestanten darüber erfreut. Beim Bau der Kirche wird nun besonders auf den Bonifaciusverein und auf die Herzen der katholischen Mitbrüder gerechnet. In einem Briefe an den Bonifaciusverein in Linz schreibt unter Anderm die Gemeinde: „Bei der Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts ist im Anhaltischen innerhalb fünfzehn Jahren, von 1520 bis 1535, die neue Lehre an die Stelle des alten katholischen Glaubens getreten, und von da an war katholischer Gottesdienst gänzlich aus dem Lande verbannt, bis 1697 der rühmlichst bekannte Fürst Leopold, der „alte Dessauer“ oder „Schurrbart“ genannt, der kleinen Anzahl Katholiken, die allmählig aus katholischen Ländern sich dort angesiedelt hatten, die Ausübung ihres Cultus, wenn gleich unter sehr beschränkenden Bedingungen, wieder gestattete. Seitdem haben über ein Jahrhundert aus Westphalen berufene Franciscaner unter großen Entbehrungen und Kämpfen die katholische Seelsorge dort versehen. Nach dem im Jahre 1823 erfolgten Tode des letzten Missionärs aus jenem Orden blieb die Mission über ein Jahr ohne Hirten, und wurde erst 1825 einem jungen Weltgeistlichen aus Böhmen überwiesen, unter dem sie 1830 zu einer Pfarrstelle erhoben, und vom heiligen Stuhle dem jeweiligen Nuntius in München, als apostolischen Vicar von Anhalt, untergeordnet wurde.“ Daß es auch an einer katholischen Schule und an einem Pfarrhause fehlt, versteht sich von selbst. Sie schreiben: „O kommet unter Armuth zu Hilfe. Der Bau einer katholischen Kirche hier ist wichtig. Es ist dieß die einzige, die erste katholische Kirche, die seit der Glaubensspaltung in diesem Herzogthume wieder erbaut werden soll. Für Viele wird sie eine rettende Arche werden.“ (Salzb. Kbl.)

Geständniß und Einsicht.

Die Berliner prot. Kirchenzeitung kommt in ihren Lamentationen über den badischen Conflict auf folgendes merkwürdige Geständniß (Nr. 18): „Wohin führt also der ganze Kirchenstreit? Auf allen Punkten zu einem Terrainverlust der Regierung — sagen wir lieber aller protestantischen Regierungen, welche, um ihre Häresie (so nennt's Rom) vergessen zu machen, sich von Zugeständnissen zu Zugeständnissen herbeilassen.“ Dr. Schenkel (in der darmstädtischen Kirchenztg.) sagt gerade im Gegentheil: „Die Kurie und der Erzbischof verlieren durch diesen Streit überall an Terrain und die prot. Regierung gewinnt.“ Wem soll man da glauben?